

OLIVER  
PÖTZSCH



DAS BUCH DES  
TOTENGRÄBERS

Ein Fall für  
Leopold von Herzfeldt

ullstein 

OLIVER PÖTZSCH

**Das Buch des Totengräbers**



OLIVER PÖTZSCH

# Das Buch des Totengräbers

Ein Fall für Leopold von Herzfeldt

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)

**Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit**



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger  
Waldwirtschaft
- [ullstein.de/nachhaltigkeit](http://ullstein.de/nachhaltigkeit)



ISBN 978-3-86493-166-6

Originalausgabe im Ullstein Paperback

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2021

Umschlaggestaltung: [www.zero-media.net](http://www.zero-media.net), München

Titelabbildung: © Granger / Bridgeman Images (Stadtansicht  
Wien); © FinePic®, München (Kreuz, Schriftmuster, Glow)

Karte von Wien: © Peter Palm

Gesetzt aus der Adobe Garamond Pro bei LVD GmbH, Berlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für meinen Urgroßvater Max Kuisl (1861–1924), dessen Grab irgendwo in São Pedro in Brasilien liegt und der zum Zeitpunkt dieses Romans ein junger Arzt war.

Ich habe beim Schreiben oft an ihn gedacht!



»Es lebe der Zentralfriedhof und alle seine Toten. Der Eintritt ist für Lebende heut ausnahmslos verboten. Weil der Tod a Fest heut gibt, die ganze lange Nacht. Und von die Gäst ka anziger a Eintrittskartn braucht.« (Wolfgang Ambros)



*Aus dem »Almanach für Totengräber« von  
Augustin Rothmayer, geschrieben zu Wien 1893*

*Im menschlichen Leben gibt es wohl keinen Zustand, der mehr gefürchtet ist als der des Scheintods. Dieser Zustand kann vielerlei Gründe haben: Ertrinken oder Erhängen, in Bergwerken oder Lawinen verschüttet werden, aber auch Vergiftung, Starrkrampf oder sehr hohes Fieber. Immer wieder finden sich Berichte, daß Menschen als Scheintote lebendig begraben wurden. Die Rede ist von Klopfen am Sargdeckel, von verzweifelten Rufen auf dem Friedhof. Manche der Begrabenen wurden später exhumiert, und man fand sie in seltsamer Stellung, so als hätten sie vor ihrem Tod noch mit aller Kraft versucht, sich zu befreien.*

*Um festzustellen, ob ein Mensch wirklich tot ist, empfiehlt es sich, die Fußsohlen mit Stichen zu reizen, ein glühendes Eisen aufzulegen oder den vermeintlich Toten mit kochendem Wasser zu überschütten, bis sich Blasen auf der Haut bilden. Im Zweifel hilft ein Stich mit dem Herzstilet, wie es etliche Ärzte empfehlen und auch anwenden. So kann unvorstellbares Leiden erspart werden.*

*Wie lange man in einem Sarg überleben kann, wird durch das Verhältnis von Sargvolumen zu Lungenkapazität bestimmt, es ist von vierzig Minuten bis maximal einer Stunde auszugehen. Mir selbst ist bis auf eine Ausnahme nie dergleichen begegnet, doch dieser eine Fall gehört ohne Zweifel zu den merkwürdigsten meiner gesamten bisherigen Laufbahn ...*





## Prolog

Der Mann im Sarg öffnete die Augen und hörte seiner eigenen Beerdigung zu.

Dumpfe Wortfetzen drangen bis hinunter in sein Grab, durchsetzt vom Klagen und Weinen einer Frau. Er glaubte zu wissen, wer dort weinte, und sein Herz füllte sich mit Sehnsucht.

Anders als erwartet roch es im Sarg nicht schlecht. Das frische Fichtenholz duftete nach Harz, außerdem drang durch die schmalen Schlitze, dort, wo der Deckel mit dem Kasten vernagelt war, ein wenig Luft. Ein schwacher, fast nicht wahrnehmbarer Lichtschein fiel herein. Nun ertönte über ihm eine tiefe Stimme. Der Mann im Sarg konnte den genauen Inhalt der Rede nicht verstehen, aber es war sicher eine gute Rede, eine, die den Leuten vor Augen führte, was für ein wertvoller Mensch er gewesen war. Warum hatten sie nicht so über ihn geredet, als er noch lebte?

Aber was dachte er da? Er lebte ja noch ...

Er hatte starke Kopfschmerzen, sein Schädel fühlte sich an wie in ein Glas Leinöl getaucht, aber natürlich, er lebte noch. Probeweise bewegte er erst Finger und Zehen, dann den rechten und den linken Fuß, schließlich die Arme. So ein Sarg war geräumiger als zunächst angenommen, nur ein wenig hart, ein krumm eingeschlagener Na-

gel drückte gegen sein rechtes Schulterblatt. Außerdem war ihm kalt, es fehlte eine Decke.

Wieder weinte die Frau über ihm, dazu erklang jetzt ein monotoner, gutturaler Laut aus vielen Kehlen gleichzeitig. Es war ein zweisilbiges Wort, das die Menschen dort oben murmelten, und der Mann brauchte eine Weile, um sich zu vergegenwärtigen, was für ein Wort es war.

*Amen.*

Sie kamen zum Ende.

Plötzlich war ein neues Geräusch zu hören, viel näher diesmal. Ein leises Rummsen und anschließendes Rieseln, das in regelmäßigen Abständen erfolgte.

*Schrapp ... schrapp ... schrapp ...*

Der Mann hielt den Atem an. Jemand schippte Erde auf den Sarg, kleine Steine klickerten und rollten über den Holzdeckel, das Licht in der Kiste wurde nach und nach schwächer, während die Grube sich mit fetter, lehmiger Erde füllte.

*Schrapp ... schrapp ... schrapp ...*

Dann war es dunkel. So dunkel, wie es in einem Grab eben war.

*Schrapp ...*

Eine letzte Schaufel voll, verhallende Stimmen, Schritte, die sich langsam entfernten.

Stille.

Der Mann konnte die Stille beinahe fühlen, sie war wie zähflüssiges schwarzes Öl, das von seinen Beinen aufstieg, seinen fröstelnden Körper und schließlich den Kopf und die Haare erreichte und ihm die Ohren verklebte. Er badete förmlich in der Stille. Es war angenehm, auch weil er wusste, dass die Stille nicht ewig währen würde.

Der Mann wartete. Er lauschte, er horchte ... dann endlich hörte er etwas. Ein stetes Pochen, so als würde jemand in weiter Ferne an eine Tür klopfen. Das Pochen wurde schneller, lauter!

*Sie kommen! Endlich, sie kommen!*

Erst nach einer Weile begriff er, dass es das Klopfen seines eigenen Herzens war. Es schlug und schlug, viel zu hastig, wie eine Uhr, die man zu schnell aufgezogen hatte.

*Was ist dort oben nur los? Warum geschieht nichts?*

Der Mann schrie, und sein eigener Schrei gellte ihm in den Ohren, so laut, dass es die ganze Welt vernehmen musste. Doch niemand hörte ihn, höchstens die paar Käfer, Asseln und Regenwürmer, die irgendwo, ganz nah, in der Erde krabbelten und krochen und darauf warteten, sich in seine Ohren, Augen und Eingeweide zu wühlen.

Allmählich wurde die Luft knapp. Wie lange reichte sie in so einem Kasten? Eine Stunde? Eine halbe? Weniger? Verzweifelt führte er seine Arme nach oben, bis sie auf Höhe des Brustkorbs lagen, dann drückte er mit aller Kraft gegen den Sargdeckel. Erde rieselte an den Rändern herein, verklebte ihm die Augen, er hustete, brüllte, drückte, schrie, schob, presste – doch vergeblich. Seine Fingernägel bohrten sich ins Holz, als könnte er sich auf diese Weise einen Weg ins Freie bahnen, durch Sarg und Erde hindurch, zurück zu den Lebenden.

Wieder schrie der Mann.

Er schrie, weil er insgeheim hoffte, dass er dann aufwachte. Als Kind hatte er einmal einen schlimmen Albtraum gehabt, ein großer Wolf mit blutigen Lefzen hatte an ihm gezerrt und ihn bei lebendigem Leib zerrissen. Damals hatte er geschrien und war schweißgebadet aufgewacht, dann war die Mutter an sein Bett gekommen und hatte ihm ein Schlaflied gesungen, und bald war alles wieder gut gewesen. Er hoffte, er betete, dass auch das hier nur ein Traum war.

Doch es war keiner.

*Es ist die Wirklichkeit*, dachte der Mann, während er langsam in den Wahnsinn hinüberglied. *Die unbarmherzige Wirklichkeit. Ich bin allein, keiner wird mir helfen, auch sie nicht ...*

Dieser Sarg war sein Grab, und das Grab war so wirklich wie der muffige Geruch der Erde, das eigene, immer schwächer werdende Keuchen, das Krabbeln der Käfer, Asseln und Spinnen und die ewige Dunkelheit, die ihn tiefer und tiefer hinabzerzte.



## Kapitel I

*Wien, nachts auf dem Prater, Oktober 1893*

Der Lichtstrahl der Petroleum-Starklichtlampe tastete wie ein dünner, langer Finger durch die Nacht. Er huschte hierhin und dorthin, wanderte über Büsche und Bäume, streifte ein paar weiter entfernte Würstelbuden und Ringelspiele, die Rückwand eines bunten Kasperltheaters und die hohe Kuppel der Rotunde und verharrete schließlich auf dem Fiaker mit schwarzem Verschlag, der sich vom Prater her mit hoher Geschwindigkeit näherte. Der Kutscher zügelte die Pferde, und das zweispännige Gefährt blieb mit quietschenden Rädern auf der vom Regen aufgeweichten Prater-Hauptallee stehen. Grinsend sah der Kutscher durch die Luke nach hinten und zwinkerte seinem Fahrgast zu.

»So schnell wie a englische Dampflok. Beim Praterderby kannt i mi anmelden. Gnädigster Diener, der Herr ...« Erwartungsvoll streckte er die Hand aus, und Leopold gab ihm wie vereinbart den doppelten Lohn und sogar noch ein paar Münzen obendrauf.

»Herzlichen Dank«, sagte Leopold und richtete sich leise stöhnend im lederbespannten Sitz auf. Von dem Höllenritt taten ihm sämtliche Knochen weh. »Das war wirklich verdammt schnell. Sie können froh sein, dass uns kein Polizist angehalten hat.«

»Na, wenn die Polizei selbst im Fiaker sitzt, wird uns scho ka

Kieberer anhalten«, gab der Kutscher zurück. Er öffnete den Verschlag, und die kühle, nach Gras, Pferdederung und Moder riechende Feuchte eines Wiener Herbstgewitters empfing Leo. Ein Geruch, der ihn an ein großes, verwesendes Untier denken ließ.

Es regnete seit Stunden, wenn auch nicht mehr so stark wie zu Beginn, ein satter Oktoberregen, der auf das Dach der Kutsche prasselte und von den umstehenden Kastanienbäumen tropfte wie Harz. Leo klappte seine silberne Savonette-Taschenuhr auf, es war exakt acht Minuten nach Mitternacht. Von der Polizeidirektion am Schottenring hierher hatten sie nur zwölf Minuten gebraucht, unter Missachtung sämtlicher Verkehrsregeln. Sie konnten von Glück reden, dass ihnen keine Pferdetramway entgegengekommen war oder, noch schlimmer, eines dieser neuen Automobile, von denen Leo schon mal eines auf den Straßen Wiens gesehen hatte, am Steuer irgendein besoffener reicher Spinner mit seinem Flittchen.

Kurz schaute Leo über die Schulter zurück zu der Allee, die den großen Park wie ein schwarzes Band mittendurch schnitt. Der Prater war ein weitläufiges Erholungsgebiet, geprägt von den Auenlandschaften der Donau, von kleinen Waldgruppen und Büschen, bis hinunter zum Lusthaus und der Galopprennbahn Freudenau, wo sich Adel und Bourgeoisie amüsierten. Gleich hinter den Bäumen, wo der sogenannte Würstelprater endete, schien die Stadt zu glühen. Die zahlreichen Gaslaternen hüllten die Variété-Theater, Kaffeehäuser, Spiegelkabinette und Wurfbuden in ein warmes gelbliches Licht. Hier im nordwestlichen Teil des Parks amüsierte sich das einfache Volk auf die immer gleiche Weise. Von den Wirtshäusern ertönten selbst um diese späte Stunde noch Gelächter, Schreie und Schrammelmusik. Eine verstimmte Gitarre leierte zusammen mit einer steirischen Knopfharmnika einen kitschigen Gassenhauer.

*Mein Blut ist so lüftig und leicht wie der Wind, i bin halt an echt's Weanerkind ...*

Unwillkürlich summt Leo die Melodie mit. Er hängt sich die abgegriffene Kameratasche samt dem Zusatzbehälter für die Trockenplatten um, nahm den unförmigen ledernen Kastenkoffer in die Hand und stieg aus. Der Kutscher wendete mit einem letzten Peitschenknall und fuhr dorthin zurück, wo die Musik, das Licht und der Lärm herkamen, dorthin, wo das Leben war.

Hier im Wald wartete der Tod.

»Heda, Bubi, hier ist nichts mit Spaziergehen!«, erklang eine Stimme aus der Dunkelheit. Ein kleiner Hügel zeichnete sich grau vor dem pechschwarzen Horizont ab. »Schleich di, hab ich gesagt, des ist a Befehl! Polizeiliche Anordnung!«

Im Regendunst sah Leo einen dicklichen, älteren Wachmann, der in durchnässter Uniform schnaufend auf ihn zukam. Er trug eine flackernde Laterne mit Glühstrumpf, eines der neuen sogenannten Auerlichter, dessen Strahl zuvor auch den Fiaker gestreift hatte. Das rechte Bein zog der Mann leicht nach, er hatte sichtlich Mühe, sich durch das Dickicht abseits des Weges zu kämpfen. »Ist alles abgesperrt hier!«, schimpfte er. »Hast verstanden, Strizzi? Wannst deine Miezn suchst, die san ausgeflogen. Also, kehrt marsch, retour!«

»Ich habe sehr wohl verstanden, bin ja nicht taub«, sagte Leopold. Er klappte das Revers seines Chesterfieldmantels um, wo die allbekannte Marke prangte, eine grauschwarze Stoffkokarde mit dem Habsburger Doppeladler in der Mitte. »Wir beide tun hier nur unsere Pflicht, Herr Wachtmeister.«

»Oh, Verzeihung, Herr Inspektor, ich ... ich wusste nicht ...« Der Wachmann nahm sofort Haltung an. »Bitte vielmals um Vergebung, Herr Inspektor, aber die Herren Kollegen vom Wiener Sicherheitsbüro sind schon da.«

»Auch das ist mir geläufig«, erwiderte Leopold. »Das dort vorne wird ja kaum ein Lagerfeuer sein.« Er deutete auf den flackernden Schein, der aus dem Waldstück jenseits des Hügels zu ihnen herüberleuchtete. »Sind die Spuren bereits gesichert?«

»Spuren ... gesichert ...?« Der Wachmann sah ihn verständnislos an. Leopold wies auf die vor Dreck starrenden Schuhe des Beamten.

»Nun, ich sehe, Sie laufen hier mit Ihren Kommissstiefeln durch den Matsch. Selbst im schwachen Licht Ihrer Laterne kann ich Spuren auf dem Erdboden erkennen. Der Tiefe nach könnten sie zu einem, nun ja, stämmigen Mann passen, jemandem wie Sie. Sie hinken leicht, auch das zeigen die Spuren. Das lang gezogene Schleifen ist deutlich zu erkennen, sehen Sie? Ich frage also, ob mögliche *andere* Spuren bereits gesichert wurden oder ob Sie hier einfach durchtrampeln wie ein Wildschwein durch den Kartoffelacker?«

»Bitte ... bitte ... vielmals um Vergebung, Herr Inspektor«, stotterte der Dicke.

»Das sagten Sie bereits. Also wohl keine Spurensicherung. Kriegsverletzung?« Leo deutete auf das steife rechte Bein des Mannes.

»Krieg ...? Äh, ja, aber woher ...«

»Ihre Ausdrucksweise. Erinnert an Militär, vermutlich die Schlacht bei Königgrätz, wenn ich Ihr Alter richtig schätze. Und, ach ja, schicken Sie ein paar Männer zur Zeugenbefragung hinüber zum Wurstelprater, falls das noch nicht geschehen ist. Wenn ich die Zusammenrottung vorhin am Calafati richtig deute, hat sich unser Fall bereits herumgesprochen.«

Ohne ein weiteres Wort schritt Leo an dem verdutzten Wachmann vorbei und näherte sich dem Hügel. Daneben lag ein kleiner See, dessen Oberfläche im Licht weiterer Auerlampen ölig schwarz leuchtete. Einige Uniformierte mit den typischen Blechhelmen und den dunkelgrünen Waffenröcken standen am Ufer, außerdem drei Männer in Zivil. Zwei von ihnen trugen Mantel und Bowler, von deren Krempe der Regen tropfte, der dritte, ein jüngerer Mann, war barhäuptig. Er stützte sich etwas abseits an einer Weide ab, hielt den Kopf gesenkt und gab würgende Geräusche von sich. Der ganze Boden im Umkreis war durchweicht und aufgewühlt.

*So viel zu weiteren Spuren, dachte Leo. Ein Wildschwein hätte weniger Schaden angerichtet.*

Er atmete noch einmal tief durch. Dann ging er mit zügigen Schritten, den Koffer und die zwei Ledertaschen in den Händen, auf die beiden Männer in Zivil zu. Mit den Wachleuten umstanden sie einen leblosen Körper am Ufer. Als Leo in den Lichtkegel trat, sahen die Männer überrascht auf.

»Verflucht, was machen Sie denn hier?«, knurrte der eine von ihnen, ein stämmiger Kerl mit Glatze und zugeknöpftem Ledermantel, den er fast zu sprengen schien. Trotz des Regens kaute er auf einer erkalteten Zigarre. »Na los, verschwinden Sie! Das ist hier nicht der Nordbahnhof, wenn Sie den suchen.«

»Suche ich nicht, und ich bin auch kein verirrter Reisender. Guten Abend, die Herren!« Leo lüftete seinen eleganten grauen Homburg, dann zeigte er erneut seine Marke. »War der Untersuchungsrichter vom Landesgericht schon da?«

Der Glatzkopf kniff die Augen zusammen, kaute weiter an der Zigarre und musterte einen Moment lang die Marke. »Wer zum Teufel sind Sie? Hab Sie noch nie in der Direktion gesehen.«

»Herzfeldt«, sagte Leo und verbeugte sich leicht. »Leopold von Herzfeldt. Ihr neuer Kollege.«

»Herzfeldt ... Klingt ziemlich jüdisch. Sind Sie Jude?«

Leo schwieg. Der zweite Mann mit Bowler trat nun hinzu. Im Gegensatz zu seinem stämmigen Kollegen war er hager, mit Walrossschnauzer und dünnem Haar, das ihm in die Stirn hing wie nasser Tang. Der schwere, mit Wasser vollgesogene Filzmantel zog an seinen Schultern, im Dunkeln sah er aus wie eine zerfledderte Vogelscheuche nach einem Gewitter.

»Ich glaub, ich weiß, wer das ist, Paul«, sagte er. »Polizeikommissär Stukart hat kürzlich auf der Morgensitzung von ihm erzählt, erst vor ein paar Tagen, erinnerst du dich? Dieser junge Kerl aus Graz ...«

»Wenn du mich fragst, klingt der da eher wie ein jüdischer Piefke. So spricht doch kein Steirer.«

Die beiden unterhielten sich, als wäre Leo gar nicht anwesend. Er räusperte sich.

»Mein Dienst fängt erst morgen an«, sagte er förmlich. »Aber ich war heute schon in der Direktion, um mich ein wenig, nun ja ... einzurichten. Und da hab ich von dem Einsatz hier gehört. Dachte, ich unterstütze Sie spontan ...«

»Spontan, am Sonntag? Sie waren am Sonntag im Büro, ohne dass Sie Dienst hatten?« Der dicke Glatzkopf, der offenbar Paul hieß, lachte laut auf, ohne dabei die Zigarre aus dem Mund zu nehmen. Sein buschiger Backenbart verdeckte nur schlecht einen Schmiss an der rechten Wange. Er wandte sich an seinen zaundürren Kollegen. »Was sag ich, Erich? Er muss ein Piefke sein. So was macht kein Österreicher, nicht mal ein Steirer!«

»Und sein Reisegepäck hat er auch gleich dabei«, sagte der Dünne grinsend und deutete auf den sperrigen Koffer und die Taschen.

Leo setzte ein schmales Lächeln auf. »Nun, da ich schon mal hier bin – vielleicht klären mich die Herrschaften kurz auf, mit was wir es zu tun haben.« Er deutete auf den leblosen Körper zwischen ihnen. »Vielmehr mit wem.«

Zum ersten Mal sah er hinunter zu der Leiche, die vor ihm am schlammigen Ufer lag. Die Tote war eine zierliche junge Frau, Leo schätzte sie auf Anfang bis Mitte zwanzig. Sie hatte blassblonde Locken, in denen Laubreste und Dreck klebten, ihre Leinenbluse, unter der sich ein üppiger Busen abzeichnete, war zerrissen, der mit Blutflecken verunreinigte Rock hochgeschoben. Auch an den weit gespreizten Oberschenkeln klebte getrocknetes Blut sowie an der Bluse, im Gesicht und eigentlich überall, vor allem aber am Hals, der eine einzige offene Wunde war. Jemand hatte dem Mädchen die Kehle durchgeschnitten, und zwar so gründlich, dass der Kopf zur Seite hing, als könnte er jeden Moment abfallen.

Leo bemerkte einen schillernden schwarzen Käfer, der aus den regennassen Haaren hervorkroch und über das Gesicht der Toten lief. Ihre Augen waren weit aufgerissen, als könnte sie ihren frühen Tod noch immer nicht fassen, die Füße ragten ins Wasser. Ein Schuh hatte sich gelöst, er dümpelte im Uferwasser wie ein kleines Boot.

Leo fiel das Lied wieder ein, das die Musikanten eben gespielt hatten.

*Mein Bluat ist so lüftig und leicht wie der Wind, i bin halt an echt's Weanerkind ...*

Er betrachtete eine Pfütze, in der sich rötliches Wasser sammelte, es sah aus wie verdünnte Farbe.

»Die Sicherheitswache vom zweiten Bezirk hat uns eben erst dazugerufen«, sagte der Hagere, der offenbar der Zugänglichere der beiden Zivilinspektoren war und Erich hieß. »Papiere hatte das arme Hascherl keine bei sich. Aber das wird sich schon noch aufklären.« Er zuckte mit den Schultern. »Der Untersuchungsrichter verspätet sich ein bisserl, ist halt Sonntag. Da sitzen die braven Bürger bei Sauerbraten und geschmelzten Erdäpfeln am Tisch und gehen dann früh zu Bett. Na ja, und die nicht ganz so braven, die gehen eben in den Prater ...«

Mit einer Kopfbewegung deutete er auf die Leiche. Jenseits des Hügels kreischten ein paar Frauen vor Vergnügen, ein Mann lachte dreckig; der sogenannte Calafati, die überlebensgroße Statue eines Chinesen mit Ringenspiel, war nicht weit entfernt. »So was sieht man leider immer wieder, wenn die jungen Damen einen Ausflug in den Prater machen«, erklärte der Dünne. »Der See am Constantinhügel ist ein beliebtes Ziel für junge Paare. Ich denke, sie wollte mit ihrem Hawara eine nächtliche Bootspartie machen, und er wollte mehr als sie. Sie hat geschrien, da hat der Kerl Panik bekommen ...«

»Und schneidet ihr gleich den ganzen Hals durch wie einem Huhn?« Leo kniete sich in den Dreck und begann, die Leiche ober-

fächlich zu untersuchen. Er glaubte, den feinen metallischen Geruch des Blutes noch immer wahrzunehmen. »Warum hat man noch keine Spuren gesichert?«

»Verflucht, als wir hier ankamen, war alles schon zertrampelt«, murrte der stämmige Glatzkopf mit Zigarre, der neben seinem bohrendünnen Kollegen stand. Zusammen erinnerten sie Leo an zwei Schießbudenfiguren vom benachbarten Würstelprater. »Zuerst die Zeugen, die die Kleine gefunden haben, dann deren Spezln, dann die Wachleute ...«

»Wo sind diese Zeugen? Hat man sie getrennt befragt?«

»Das waren zwei Betrunkene, die zum Brunzen auf den Hügel gegangen sind. Zusammen mit einer Hure übrigens, die ihnen offenbar ihre kleinen Zumpferl gehalten hat. Aber ja, Herr *Kollege* ...« Der glatzköpfige Dicke gab dem Wort einen spöttischen Beiklang. »Wir haben die drei getrennt befragt und zur Überprüfung in die Theobaldgasse bringen lassen. Wir sind ausgebildete Polizeiaagenten so wie Sie, schon vergessen? Wir wissen, was wir tun. Und wenn Sie hier schon ungefragt ... He, was wird das?«

Leo hatte in der Zwischenzeit den Lederkoffer und die beiden Taschen abgestellt. Mit einem gut geölten Schnappen klappte der Koffer auf, darin befanden sich Fächer in verschiedenen Größen, gefüllt mit Ampullen, Dosen, vielerlei Kästchen und Utensilien, außerdem zehn Bogen Schreibpapier, Feder und Bleistift, Lupe, Schrittzähler, Kompass, Maßband, drei weiße Stearinkerzen und ein silbernes Kreuzifix.

Mit geübten Fingern zog Leo den Schrittzähler hervor, eine teure Sonderanfertigung aus Jena. Schweigend und mit genau bemessenen Schritten ging er mit dem taschenuhrgroßen Blechapparat in der Hand die Lichtung ab, wobei er immer wieder stehen blieb und sich Notizen machte. Die beiden Kollegen waren so verblüfft, dass sie für eine Weile schwiegen, und auch die Wachmänner sahen dem Schauspiel staunend zu, wie einem seltenen Tier auf der Balz.

»Was ... was zum Teufel machen Sie da?«, meldete sich schließlich der Glatzkopf.

»Ich messe den Tatort ab, suche nach Spuren und ... Ah! Würden Sie mir mal leuchten? Hier, bitte.« Leo wandte sich an einen der Wachmänner, der seine Laterne nun dicht über einen Gegenstand am Uferboden hielt. Dort lag, von einem Stiefel in den Dreck getreten, ein schlammverschmiertes rotes Seidenband. Mit einer Pinzette nahm Leo es hoch und steckte es in einen der gefalteten Papierbögen. Suchend sah er sich nach weiteren Spuren um.

»Haben Sie einen Hut gesehen?«, fragte er schließlich in die Runde. »Einen Frauenhut?«

»Da war kein Hut«, sagte der dünne Erich. »Wir haben selbst schon alles abgesucht. Bloß das Band haben wir wohl übersehen. Warum fragen Sie?«

»Nun, manchmal ist fast interessanter, was man *nicht* findet, nicht wahr?« Leo deutete auf das knappe Dutzend Männer, das schweigend im Kreis um ihn herumstand. »Sie alle tragen einen Hut, und das mit gutem Grund, denn es regnet. Wäre eine Frau draußen ohne Hut unterwegs, bei einem solchen Gewitter? Ich denke, nein. Es regnet seit ...« Er klappte seine Taschenuhr kurz auf. »... zwei Stunden etwa. Sie muss also schon vor dem Regen zu Hause losgegangen sein, mit oder ohne Begleitung. Die Totenstarre hat allerdings noch nicht eingesetzt. Und für einen größeren Ausflug hat sie viel zu wenig an, nicht mal eine Jacke, und das im Oktober. Der Todeszeitpunkt dürfte also zwischen neun und zehn Uhr abends gewesen sein, und sie kommt aus der näheren Umgebung, ich denke, aus dem zweiten Bezirk. Die Kleidung ist ärmlich, aber trotzdem gepflegt. Hm ...« Leo nickte nachdenklich. »Ein armes, jedoch ordentliches Mädchen, das sich mit einem roten Band ein wenig aufgehübscht hat und am Sonntag einen kleinen Ausflug zum Constantinhügel im Prater macht. Ich vermute, eine Dienstmagd. Wir sollten unsere Suche nach der Identität der Leiche also auf den zweiten Bezirk und

dort auf vermisst gemeldete Dienstmädchen konzentrieren. Sind Sie damit einverstanden, meine Herren?»

Eine ganze Weile sagte keiner etwas, nur das Prasseln des Regens und die entfernte Musik waren zu hören. Die Wachleute hatten Leos Ausführungen mit offenem Mund gelauscht.

Schließlich trat der Glatzkopf vor, an seiner Stirn war eine Ader rot angeschwollen, die Narbe auf der Wange zuckte nervös. »Das sind doch alles nur Vermutungen, Sie Obergscheiter!«, bellte er. »Und überhaupt, was soll dieser großspurige Auftritt? Weiß Oberpolizeirat Stehling überhaupt, dass Sie hier sind? *Ich* leite hier die Ermittlungen, verstanden?»

»Nun beruhig dich erst mal, Paul.« Der dünne Erich fasste seinen dicken Kollegen am Arm. »Das klingt doch zumindest interessant. Lass den Piefke mal machen, kann ja nicht schaden.«

Der dicke Paul gab ein abfälliges Geräusch von sich. In der Zwischenzeit war nun auch der dritte Mann in Zivil hinzugetreten. Er war noch sehr jung, jünger als Leo, und auffällig blass, mit semmelblondem Haar und einem wie mit dem Bleistift aufgemalten dünnen Schnurrbart.

Verlegen wischte er sich mit einem Taschentuch über den Mund, an dem noch Spuren von Erbrochenem klebten. Der Anblick der blutüberströmten Leiche war für den zartbesaiteten Kollegen wohl zu viel gewesen. Doch augenscheinlich hatte er Leos Darlegungen aufmerksam zugehört. Trotz seines kränklichen Zustands wirkte er interessiert, jedenfalls weit mehr als die beiden älteren Zivilinspektoren.

»Meinen Sie, Sie könnten mir kurz helfen?«, wandte Leo sich mit ruhiger Stimme an den jungen Mann.

»Lassen Sie mir bloß den Andreas Jost in Ruhe!«, sagte der dicke Glatzkopf, der offenbar der Vorgesetzte war. »Das ist seine erste Leiche. Mir reicht es schon, wenn er auf die Lichtung kotzt. Wenn er über das Opfer speibt, ists vorbei mit Ihrer schönen Spurensiche-

rung. Außerdem warten wir gefälligst, bis der Herr Untersuchungsrichter eintrifft. So sind die Vorschriften!«

»Wenn der Herr Untersuchungsrichter hier eintrifft, sind alle Spuren vom Regen weggewaschen«, entgegnete Leo. »Wollen Sie das verantworten?«

»Ich denke, er hat recht, Paul«, sagte dessen hagerer Kollege. »Wir sollten wenigstens schon mal anfangen.«

Der Oberinspektor schwieg trotzig und kaute auf seiner Zigarre. Derweil kam der junge Jost auf Leo zu und nickte. »Es ... es geht schon wieder, Verzeihung! Hab die Blutwurst zum Abendbrot wohl nicht so gut vertragen. Was ... was soll ich genau tun?«

»Ich brauche einen Protokollanten.« Leo reichte dem jungen Kollegen Stift und Papier. »Schreiben Sie alles auf, was ich Ihnen jetzt sage.« Er kniete sich neben die Leiche und begann, seine Beobachtungen laut zu diktieren. »Geschlecht weiblich, etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre alt. Die Totenstarre ist noch nicht eingetreten. Die Kehle wurde mit einem ...« Er beugte sich über den Kopf der Toten. »... scharfen Gegenstand durchschnitten.«

»Na, mit einem Messer halt«, warf der dünne Erich grinsend ein. »Mit was sonst, Sie Schlaumeier.«

»Feiner Schnitt ohne Einfransungen«, fuhr Leo stoisch fort und nahm das Maßband zur Hand. »Das Schnittbild weist auf eine sehr scharfe Klinge hin, möglicherweise ein Rasiermesser. Der Schnitt ist ...« Er blinzelte. »17,3 Zentimeter lang und geradlinig, eine Glasherbe wie von einer Weinflasche kann deshalb meines Erachtens ausgeschlossen werden. Weiteres klärt die Gerichtsmedizin. Das Mordopfer ist vermutlich vergewaltigt worden.«

»Vermutlich?« Paul, der Glatzkopf, lachte. »Gratuliere, Herr Kollege, zu dieser großartigen Erkenntnis! Da hat einer seinen Spaß gehabt, und zwar ganz gehörig.«

»Kaum Spuren von Kampf«, ergänzte Leo seine Ausführungen, während der junge Jost zitternd mitschrieb. »Es muss sehr schnell

gegangen sein, was auf eine Vertrautheit des Opfers mit dem Täter schließen lässt.« Leo nahm die Hände der Frau und betrachtete sie sorgfältig. »Keine ausgerissenen Haarbüschel, keine Kratzer, nur ...« Er zögerte und wandte sich an einen der Wachmänner. »Würden Sie mit Ihrer Laterne bitte einmal näher kommen?«

Im wabernden Licht des Glühstrumpfs sah Leo jetzt, dass sich am rechten Ärmel der Bluse schwarze Flecken befanden, es war eine schmierige ölige Masse, die dort klebte. Er nahm eine kleine Schere aus dem Koffer und schnitt das verdreckte Stück aus der Bluse.

»Ein Reagenzglas aus dem Koffer bitte«, wandte er sich an seinen neuen Assistenten. Dieser reichte ihm nach einigem Suchen das Gläschen.

»Was ... was ist das?«, fragte der junge Kollege.

»Das werden wir hoffentlich noch herausfinden.« Leo schnupperte an der Masse. Sie roch wie Teer, allerdings schärfer. »Wir sollten uns das auf alle Fälle unter dem Mikroskop näher ansehen. Vielleicht ist es ein Hinweis auf den Mörder, vielleicht auch einfach nur Dreck. Jede Spur muss untersucht werden.« Er steckte den Fetzen in die Ampulle, verkorkte sie sorgfältig und reichte das Gläschen einem der Wachmänner. »Bitte bringen Sie das in die Direktion. Sie werden doch ein Mikroskop dort haben, oder?«

»Sind Sie dann fertig mit Ihrer Vorstellung, ja?«, unterbrach ihn der Glatzkopf. »Ich hab jetzt wirklich lange genug zugeschaut ...«

»Eine Sache noch, Herr Oberinspektor.« Leo stand auf und ging hinüber zu der Ledertasche, die er dort abgestellt hatte. »Ich nehme nicht an, dass die Kollegen eine Kamera dabei haben?«

»Eine fotografische Kamera? Machen Sie Witze?« Der dünne Erich kicherte. »Was glauben Sie, was das hier ist? Die Weltausstellung in Chicago?«

»Die Universal-Detektivkamera von Goldmann ist ein wahres Wunderwerk an Technik«, sagte Leo, ohne auf den Spott des Kolle-

gen einzugehen. Währenddessen kramte er in der Tasche. »Eine der modernsten Kameras auf diesem Gebiet, sogar mit Weitwinkelobjektiv.« Er zog einen schwarzen, kantigen Gegenstand hervor, etwa von der Größe einer Kaffeemühle. Mit geübter Bewegung klappte Leo den Verschluss auf, woraufhin sich ein Stoffbalg auffaltete wie bei einer Ziehharmonika.

»Es gibt natürlich auch noch handlichere Modelle wie die von Krügener«, erklärte Leo. »Aber bei Krügener ist das Format, wie ich finde, viel zu klein. Die Wiener Polizeidirektion sollte sich wirklich überlegen, ein paar dieser Goldmann-Kameras anzuschaffen. In Paris und London sind sie da schon viel weiter. Das Problem ist wie immer das Licht. Aber ich habe da etwas gebastelt, natürlich nur ein Provisorium ...«

Leo präsentierte eine Kerze, um deren oberes Ende ein Blechröhrchen gewickelt war, das in einem Kautschukschlauch mit handgroßem Blasebalg endete. Der seltsame Apparat sah ein wenig aus wie eine kleine Blechhupe. Vorsichtig löffelte Leo aus einer Dose ein weißes Pulver in die Röhre und entzündete die Kerze. Dann reichte er Jost die merkwürdige Vorrichtung. »Drücken Sie bitte auf mein Kommando hin den Blasebalg. Schließen Sie dabei aber unbedingt die Augen, wenn Sie nicht erblinden wollen! Auf mein Zeichen. Eins, zwei und *jetzt!*«

Jost drückte den Blasebalg, woraufhin das selbst hergestellte Pulver aus Magnesium, Kaliumchlorat und Schwefelantimon in einer weißen Wolke in die Kerzenflamme gepustet wurde. Es explodierte mit einem lauten Knall. Für einen kurzen Moment war es am Seeufer taghell, die Leiche und die Männer, die sie im Kreis umstanden, wirkten wie eingefroren, dahinter erhob sich schwarz der Constantinshügel, gleich einem Scherenschnitt. Im gleichen Augenblick drückte Leo den Knopf seiner Kamera.

Es machte klick.

»Fertig«, sagte Leo und wechselte routiniert die Trockenplatte.

»Selbst Kinder könnten mit so einer Kamera Aufnahmen machen. Man nennt es Amateurfotografie, ist in Amerika der neueste Schrei. Beeindruckend, nicht wahr?«

»Verflucht, wollen Sie uns alle in die Luft jagen?«, brüllte Paul, der Glatzkopf. »Es reicht mir jetzt endlich mit Ihren neumodischen Spielchen, Sie ... Sie Piefke! Machen Sie, dass Sie hier verschwinden, bevor ich Sie von den Wachmännern abführen lasse! Diesen albernen Hokuspokus können Sie meinerwegen in New York oder Paris aufführen, aber doch nicht hier in Wien! He, hören Sie mir überhaupt zu?«

Doch Leo hörte nicht zu, stattdessen starrte er auf die Leiche. Im grellen Licht hatte er eben etwas bemerkt, was seinem aufmerksamen Auge bislang entgangen war. Vielleicht auch, weil er sich gescheut hatte, näher hinzusehen.

Zwischen den blutigen Schenkeln des Mordopfers steckte ein ...  
*Ding.*

Jemand hatte dieses Ding so tief in die Vagina der Toten getrieben, dass nur ein winziges Stück davon herausragte.

»Was in Gottes Namen ...«, murmelte Leo. Er stülpte sich seine Lederhandschuhe über und zog vorsichtig an dem länglichen Gegenstand. Langsam glitt er zwischen den Schamlippen hervor, fast wie ein Schwert aus einer Scheide.

Als Leo ihn schließlich ins Licht hielt, wichen die Männer unwillkürlich zurück und keuchten. Manche der Wachleute schlugen ein Kreuz. Einer von ihnen schickte ein kurzes Stoßgebet in den regenverhangenen Nachthimmel.

»Mein Gott, wie ... wie abscheulich!«, ächzte der hagere Inspektor. »Welcher Teufel macht so etwas?«

»Kein Teufel, sondern ein Mensch«, sagte Leo leise. »Vergessen wir nicht, es sind immer Menschen, die so etwas tun.«

Es war ein angespitzter Pfahl, den Leo mit den Fingern vorsichtig umfasste, gut dreißig Zentimeter lang, aus hartem Holz. Das Blut

hatte ihn dunkel gefärbt, trotzdem ließen sich einzelne geschnittene Buchstaben im Holz erkennen.

»*Domine, salva me*«, las Leo vor. »Herr, errette mich.« Er wandte sich an den Glatzkopf mit Zigarre. Im Gegensatz zu vorher war dieser nun sehr still.

»Vielleicht sollten wir doch noch versuchen, ein paar Spuren mehr zu sichern«, sagte Leo. »Auch ohne Untersuchungsrichter. Was meinen Sie?« Er reichte dem Kollegen den blutigen angespitzten Pfahl, an dem einige schwarze, krause Haare klebten. »Aber natürlich haben Sie das Kommando, Herr Oberinspektor.«



## Kapitel 2

Als Leo gute zwei Stunden später wieder in einem Fiaker saß, war er bis auf die Haut durchweicht. Er zitterte, und das lag nicht nur an der herbstlichen Kälte. Das Prasseln des Regens hatte mittlerweile aufgehört, nur das Klackern der Hufe und das monotone Rumpeln der Räder waren in der Nacht zu hören. Auf dem Würstelprater rührte sich nichts mehr, die letzten Zecher waren von den Wachleuten vertrieben worden, auch die Musikanten hatten mittlerweile zu spielen aufgehört. Doch sicher machte der Mord bereits jetzt schon die Runde.

*Und auch von dem Pfahl werden die Leute bald erfahren,* dachte Leo. *So etwas lässt sich nicht lange verheimlichen.*

Der schreckliche Vorfall hatte zumindest dazu geführt, dass die Kollegen am Ende doch noch mit ihm kooperiert hatten – auch wenn die Stimmung ziemlich angespannt gewesen war. Schweigend und professionell hatten sie gemeinsam die Arbeit am Tatort verrichtet. Der Leichenwagen war gekommen und hatte die Leiche ins gerichtsmedizinische Institut gebracht, der abgesperrte Uferstreifen war noch einmal mit den starken Auer-Lampen abgesucht worden, jedoch ohne weiteres Ergebnis. Als der Untersuchungsrichter mit fast zweistündiger Verspätung völlig übermüdet, mit Ringen unter

den Augen, eingetroffen war, musste er nur noch das Protokoll abzeichnen.

Sogar ein paar zusätzliche Aufnahmen mit seiner Kamera hatte Leo machen dürfen, unter den kritischen Blicken des glatzköpfigen Oberinspektors. Der Dicke mit dem Wangenbart hieß Paul Leinkirchner, sein hagerer, bohnenlanger Kollege war Erich Loibl, und beide waren sie Polizeiangenoten des Wiener Sicherheitsbüros für Blutverbrechen, wobei Leinkirchner Loibls direkter Vorgesetzter war. Der dritte Zivilinspektor, jener blasse junge Mann namens Andreas Jost, befand sich noch in der Ausbildung. Jost hatte sich während der Untersuchung der Leiche ein wenig abseits gehalten, vermutlich, weil er einen weiteren peinlichen Schwächeanfall befürchtete, doch er hatte Leo später ein paar aufmerksame Fragen gestellt. Offenbar konnte er mit den modernen Ermittlungsmethoden weitaus mehr anfangen als die beiden älteren Kollegen.

Der Fiaker rumpelte über den Ring mit seinen vielen bürgerlichen Palästen, der Wiener Börse, dem Hofburgtheater und dem Volksgarten, wo im kalten Licht einige elektrifizierte Leuchten flackerten, und bog am Schmerlingplatz rechts ab in die Lerchenfelder Straße. Gaslaternen brannten in regelmäßigen Abständen und wiesen dem Kutscher den Weg. Ein paar lärmende Nachtschwärmer, die vermutlich aus einem der anrühigen Etablissements am Spittelberg kamen, passierten die Straße, ansonsten war die Gegend um diese Uhrzeit wie ausgestorben, der Himmel schwarz und sternenlos.

Die Kutsche fuhr nach rechts in die Lange Gasse und hielt schließlich vor einem mehrstöckigen Mietshaus, wo Leo erst kürzlich eine Unterkunft gefunden hatte. Hier in der Josefstadt, dem achten Bezirk, wohnte das gediegene Bürgertum, es war ein besseres Viertel, wenn auch nicht so elegant, wie es Leo von seinem Grazer Viertel Geidorf gewohnt war. Sein altes Leben schien ihm bereits lange zurückzuliegen, dabei war er erst wenige Tage in Wien.

Er gab dem Kutscher ein paar Münzen, sperrte so leise wie möglich die untere Tür auf und stieg die Treppe hoch. Offenbar nicht leise genug, denn auf der Stiege im zweiten Stock erwartete ihn bereits seine Zimmerwirtin. Die ältere Dame trug einen verschlissenen Seidenrock und eine Schlafhaube, die beide schon bessere Zeiten gesehen hatten, ebenso wie deren Besitzerin. Adelheid Rinsinger war eine Beamtenwitwe aus besserem Haus, die sich den Unterhalt ihrer Wohnung mit dem Vermieten eines ihrer vielen Zimmer finanzierte. Sie sah Leo säuerlich an.

»Wissen Sie eigentlich, wie spät es ist? Ich dachte, es wären Einbrecher im Haus.«

»Nun, dann ist es ja gut, dass jetzt die Polizei da ist«, erwiderte Leo mit einem lahmen Scherz und versuchte, sich an seiner Zimmerwirtin vorbeizustehlen.

»Herr von Herzfeldt, ich verstehe durchaus, dass die Polizei niemals schläft. Aber *ich* tue es, allerdings nicht sehr gut. Ich bin sehr geräuschempfindlich. Wenn ich gewusst hätte, dass Sie um diese Zeit ...«

»Frau Rinsinger, wollen Sie jetzt schon etwas wissen, was morgen in allen Zeitungen steht?«, fragte Leo in verschwörerischem Ton. Er hatte die alte Witwe richtig eingeschätzt, sofort wurde sie hellhörig.

»Ein Mord etwa?«, hauchte sie.

»Am Prater.« Leo nickte ernst. »Leider darf ich Ihnen nicht mehr sagen. Polizeigeheimnis, Sie verstehen sicherlich.«

»Natürlich, natürlich.« Frau Rinsinger versuchte, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Trotzdem hatte Leo bei ihr sichtlich an Ansehen gewonnen. Bislang war er für sie lediglich ein junger, attraktiver Inspektor aus Graz gewesen, mit guten Umgangsformen, doch eigentlich ein Niemand. Nun war er plötzlich zum Mordermittler aufgestiegen. Zumindest wusste Leo jetzt, wie er sich Frau Rinsinger in Zukunft gefügig machen konnte.

»Wollen Sie noch etwas essen?«, fragte sie mitfühlend. »Ein Käse-  
brot mit eingelegten Zwiebeln vielleicht?«

»Danke, ich bin hundemüde, und die Ermittlung hat mir auf den  
Magen geschlagen.«

»Das ist nur allzu verständlich. Dann gute Nacht, Herr von Herz-  
feldt!« Sie begleitete ihn durch den langen, mit staubigen Teppichen  
ausgelegten und mit verblassten Biedermeier-Gemälden behängten  
Gang bis zu seinem Zimmer. Die sauertöpfischen Mienen der Por-  
trätierten ließen Leo vermuten, dass es Frau Rinsingers vor langer  
Zeit verstorbene Ahnen waren.

»Wenn ich sonst noch etwas für Sie ...«

»Danke, sehr freundlich. Gerne einen Kaffee morgen früh um  
acht, bevor ich ins Büro gehe. Schwarz, ohne Zucker. Gute Nacht  
und ergebensten Dank!« Er schloss die Tür hinter sich und ließ seine  
neugierige Wirtin draußen im Flur stehen. Dann stellte er den Kof-  
fer und die beiden Taschen ab und sah sich in dem kleinen Zimmer  
um.

Ein schmales Bett, ein Schrank, ein Tisch, ein Garderobenspiegel  
und zwei Stühle ... Immerhin hingen frisch gewaschene Gardinen  
am Fenster, das Parkett war gebohnert, der Raum gelüftet, er hätte  
es schlechter treffen können. In den letzten Tagen war er noch nicht  
einmal dazu gekommen, seinen fast mannshohen Garderobenkoffer  
auszuräumen.

Bei Leos Ankunft am Wiener Südbahnhof vor drei Tagen war der  
Kutscher zuerst an den großen Hotels am Ring vorbeigefahren, am  
Grand Hotel, am Bristol und am Imperial, und hatte den Reise-  
führer gespielt, offenbar in der Annahme, der gut gekleidete junge  
Gentleman mit dem Homburghut und dem umfangreichen Gepäck  
würde hier irgendwo absteigen. Als sie dann schließlich vor Leos  
Pension in der Langen Gasse hielten, war der Kutscher sichtlich  
enttäuscht gewesen. Vermutlich hatte er auf mehr Trinkgeld gehofft.

Im Spiegel betrachtete Leo sein Gesicht. Kein Wunder, dass er

bei Frau Rinsinger mütterliche Gefühle weckte, er hatte eindeutig schon mal besser ausgesehen. Das blonde Haar hing ihm nass und in Strähnen in die Stirn, sein sonst so akkurat glatt rasiertes Kinn zeigte erste Stoppeln. Im Gegensatz zu den meisten Männern trug Leo keinen Bart, nicht mal einen Schnauzer, was auch daran lag, dass ihm trotz seiner dreißig Jahre kein rechter Bart wachsen wollte. Seine Schwester Lili nannte ihn deshalb oft scherzhaft immer noch Bubi, obwohl er der Ältere von ihnen war.

Er zog Mantel, Hose, Weste und Hemd aus, hüllte sich in eine Wolldecke und kramte in der Schublade nach einer Schachtel Zigaretten. Es war die letzte, die andere Schachtel war vom Regen völlig durchweicht. Bislang hatte er in keiner Wiener Trafik seine geliebten Yenidze-Zigaretten finden können, vielleicht würde er sich welche aus Dresden liefern lassen müssen. Wenn das Geld dafür noch reichte ... Er hätte dem Kutscher, der ihn zum Prater gefahren hatte, nicht so viel Trinkgeld geben sollen, auch wenn der Kerl wie der Teufel gefahren war!

*Der Prater ...*

Leo erschauerte. Die Erinnerungen an den Tatort kamen zurück. Es war beileibe nicht seine erste Leiche, in Graz als junger Untersuchungsrichter hatte er in den letzten Jahren etliche Tote gesehen. Erschlagene, Erschossene, Erwürgte, Erdolchte ... Meist waren es Eifersuchtsdramen gewesen, oder es war um Geld gegangen, man hatte die Täter schnell gefasst. Aber diese Leiche auf der Lichtung am Prater war etwas ... *anderes*, das hatte er sofort gespürt. Ob dieser Irre den Pflock erst *post mortem* verwendet hatte oder schon davor, als das Mädchen noch lebte? Und was sollte diese seltsame Inschrift?

*Domine, salva me ...*

Nun, die gerichtsmedizinische Untersuchung würde sicher Genaueres ergeben.

Zitternd nahm Leo einen tiefen Zug von seiner Zigarette und sah

dem Rauch zu, wie er zur Decke stieg. War es falsch gewesen, den Tatort aufzusuchen? Vermutlich ja. Er war in seinem neuen Büro gewesen, in der Polizeidirektion am Schottenring, der Pförtner hatte ihm staunend aufgemacht und ihm nach Prüfung der Akten sogar schon den Dienstrevolver und seine Kokarde ausgehändigt. Die berühmte Kokarde der Wiener Polizeiagenten! Kaum jemand war am Sonntag im Präsidium. Leo hatte seine Bücher und Akten eingeräumt, sich ein wenig mit den Örtlichkeiten vertraut gemacht, die Zeit totgeschlagen ... Und dann hatte er im Nachbarraum gehört, wie eine Frau, vermutlich eine der Sekretärinnen, einen Telefonanruf entgegennahm. Sie hatte die spärlichen Informationen notiert und schließlich den Anruf an die Polizeiwache vom zweiten Bezirk weitergeleitet. Leos Entschluss war spontan gewesen, aber er hatte sich im Nachhinein als Fehler herausgestellt. Denn eines war klar: Mit seinem ersten Auftritt in Wien hatte er sich nicht eben Freunde gemacht.

Aber darin war er ohnehin sehr schlecht.

Leo drückte die Zigarette im Aschenbecher neben seinem Bett aus, stand auf und setzte sich, noch immer die Woldecke um die Schultern, an den Tisch. Das »Handbuch für Untersuchungsrichter« lag aufgeschlagen vor ihm, er blätterte zur allerersten Seite, wo die Widmung stand.

*Meinem besten Schüler Leopold von Herzfeldt. Möge er den Weg beschreiten, den ich ihm gewiesen habe. Mit Respekt und gegenseitiger Hochachtung, Hans Gross, Staatsanwaltschaft Graz.*

Nicht zum ersten Mal spürte Leo den Druck, der mit diesen Zeilen einherging. Die Erwartung, die er hoffte, erfüllen zu können. Oder hatte er sie bereits jetzt schon enttäuscht? Doch es gab kein Zurück mehr. Hier war sein neues Zuhause, das Schicksal hatte den goldenen Käfig für ihn geöffnet. Und draußen in der Wiener Nacht schwirrten die seltsamsten, unheimlichsten Vögel.

Ohne seinen seidenen Pyjama anzuziehen, legte Leo sich mit der

Woldecke ins Bett und fiel kurz darauf in einen tiefen Schlaf, aus dem ihn erst Frau Rinsingers starker Morgenkaffee wieder weckte.

\*\*\*



## Kapitel 3

*Aus dem »Almanach für Totengräber« von Augustin Rothmayer, geschrieben zu Wien 1893*

*Der Verwesungsprozess in einem Sarg ist von mehreren Faktoren abhängig.*

*Kinder verwesen leichter als ältere Personen, wobei Neugeborene in der Regel zu kleinen, trockenen Bündeln mumifizieren. Bei Weibern geht die Verwesung schneller vonstatten als bei Männern, und bei Fetten schneller als bei Mageren. Wassersüchtige verwesen besser als schwind-süchtige Personen, auch diejenigen, die vom Blitze erschlagen wurden, faulen sehr schnell, ebenso solche, welche an narcotischen Giften gestorben sind. Größere Verletzungen wie Verbrennungen können einen fördernden Einfluß haben. Endlich ist auch das Gewerbe der Verstorbenen einflussreich, so verfaulen zum Beispiel Gerber nach meiner Erfahrung sehr langsam.*

Die Pferdebahn rumpelte über die Gleise, Leo wurde auf seinem harten Holzsitz gehörig durchgeschüttelt. Neben ihm saß eine unglaublich dicke Frau, die stark nach Schweiß und Knoblauch roch und mit etlichen Taschen und Körben beladen war. Der Wagen war bis auf den letzten Platz besetzt, unter den Fahrgästen befanden sich

viele Dienstmädchen und Arbeiter, die nach ihrer Schicht in die ärmeren Bezirke Wiens zurückfuhren, nach Favoriten, Meidling oder Simmering.

Leo fragte sich, wann er das letzte Mal in einer öffentlichen Pferdetramway gegessen hatte. Das musste schon sehr lange her sein, und er wusste auch, warum. Es ging im Schneckentempo dahin! Auch schien es keine festen Haltestellen zu geben, man sprang einfach auf oder ab. Manchmal fuhr die Bahn so langsam, dass Leo neben ihr hätte spazieren gehen können. Kurz hatte er überlegt, einen kleinen Teil seines Vorschusses in eine Droschke zu investieren, doch er musste sparen. Er konnte nur hoffen, dass sich die Flanellhose, mit der er gestern durch den Dreck gewatet war, reinigen ließ. Eine neue konnte er sich nur schwerlich leisten, jedenfalls keine maßgeschneiderte.

Er sah aus dem Fenster, wo eben die riesigen Hallen des Zentralviehmarkts und des Schlachthofs an ihm vorüberzogen. Der Gestank von Blut und Verwesung war so stark, dass er sogar den Schweiß- und Knoblauchgeruch der Frau neben ihm überdeckte. Das war die andere Seite von Wien. Schon kurz außerhalb des prächtigen Rings, spätestens hinter dem Gürtel, begannen die Armenviertel, die sich seit etlichen Jahren molochartig immer weiter ausdehnten. Rechts zeichneten sich in weiter Ferne die gewaltigen Umrisse der »Wienerberger Ziegelfabrik« ab, wo Tausende Arbeiter in den Gruben und Ziegelöfen schufteten, fünfzehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche. Viele der Männer waren als billige Arbeitskräfte aus Böhmen und Mähren zugewandert.

Nach und nach leerte sich das Abteil. Kurz vor Simmering stieg auch die dicke Frau neben ihm aus, und Leo zog die Mappe hervor, die Stehling ihm mitgegeben hatte.

In den letzten beiden Stunden hatte er ein wenig zu dem Fall recherchiert. Die Familie Strauss, die nun schon in der zweiten Generation die Wiener, ja die gesamte österreichische Musikwelt

prägte, gehörte zur gesellschaftlichen Elite der Stadt – und genoss offenbar mehr Freiheiten als andere. Johann Strauss senior, Komponist zahlreicher bekannter Werke, darunter der legendäre Radetzky-Marsch, hatte über viele Jahre ein außereheliches Verhältnis mit einer Putzmacherin namens Emilie Trampusch gehabt, bei der er am Ende sogar wohnte. Acht Kinder waren aus dieser Verbindung hervorgegangen. Das jüngste war ein gewisser Bernhard, der ebenso wie seine berühmten Halbbrüder Musiker wurde, allerdings ein sehr erfolgloser. In seinem Abschiedsbrief, der der dünnen Ermittlungsakte samt Totenschein beilag, hatte Bernhard sich bitterlich darüber beklagt, wie sehr ihn die Straussens immer wieder abgewiesen hatten. Das Lied von der schönen blauen Donau sei seine Komposition, er habe sie seinem Halbbruder Johann damals im Volksgarten kurz vorgespielt, und der habe daraus sein bekanntestes Werk gemacht. Unglücklich, gedemütigt und gänzlich verarmt müsse er, Bernhard, nun aus dem Leben scheiden, und die Schuld dafür sei ganz allein beim kaltherzigen Strauss-Clan zu suchen.

Die Zeitungen waren begeistert.

Leo überflog die Zeitungsartikel aus der Wiener Abendpost, der Wiener Zeitung und dem Illustrierten Wiener Extrablatt, Letzteres eine billige Schmierpostille, das die Geschichte mit grausigen Zeichnungen des Erhängten bebildert hatte und die Frage anklingen ließ, ob Walzerkönig Johann Strauss wohl auch bei anderen Kompositionen abgekupfert habe. Unwillkürlich piff Leo die Melodie, die auf der ganzen Welt bekannt war.

*Donau so blau, so schön und blau, durch Tal und Au, wogst ruhig du hin, dich grüßt unser Wien ...*

Der Mann vor ihm, gekleidet in eine staubige Jacke und mit einem fleckigen Hut, blickte verärgert von seiner Arbeiterzeitung auf und musterte Leo. »San S' deppert, oder was?«, knurrte er. »Zum Spital am Brünnefeld gehts in die andere Richtung.«

Leo schwieg und vertiefte sich wieder in seine Unterlagen. Den

Koffer mit seinen Ermittlungsinstrumenten hatte er diesmal in der Direktion gelassen, ebenso wie die Kamera. Er wollte nicht noch eine Rüge riskieren. Bei Papa Stehling war er sich eben vorgekommen wie ein getadeltes Schulmädchen vor dem Direktor. Die Wut auf Oberinspektor Paul Leinkirchner, diesen bornierten Glatzkopf, stieg wieder in ihm auf. Am liebsten hätte Leo alles hingeschmissen und wäre zurück nach Graz gefahren, doch das ging nicht.

Nicht nach dem, was dort geschehen war.

Die Pferdetram hielt mit quietschenden Rädern an, und Leo blickte überrascht auf. Er hatte völlig die Zeit vergessen. Draußen erstreckte sich eine Ödnis, als befände er sich irgendwo in der magyrischen Puszta. Niedrige Büsche, brachliegende Felder, ein paar wenige Bauernhäuser ... Zur Linken erhob sich ein Stück entfernt ein kastenförmiges Gebäude mit bulligen Türmen, das an eine Kaserne erinnerte. Rechts verlief scheinbar endlos eine Mauer, unterbrochen nur von ein paar Häusern, Kiosken und Baracken. Das Ganze sah aus wie ein provisorischer Bahnhofsvorplatz. Auf dem staubigen Areal vor den Baracken standen ein paar schwarze Kutschen, deren längliche Form ihren Zweck verriet. Die Kutscher trugen allesamt Zylinder und schwarzen Frack, auch die Besucher waren ganz in Schwarz gekleidet. Sie standen mit traurigen Mienen in kleinen Gruppen beisammen, als warteten sie selbst schon auf das Jüngste Gericht. Der Himmel war grau und von schwärzlichen Schlieren durchzogen.

»Zentralfriedhof, Endstation!«, rief der Fahrer der Pferdetram.

*Wie passend*, dachte Leo.

Er stieg aus und ging auf die niedrigen Baracken zu, wo ein weiterer Leichenwagen gerade durch eines von drei Friedhofstoren rumpelte. Es herrschte reger Verkehr, der im merkwürdigen Gegensatz zu der schweigsamen Ödnis stand. Die Stille klang, als wären alle lauten Töne von einem Sturm weggeblasen worden. An den provisorisch wirkenden Bauten sah Leo keine Kreuze, keine kirchlichen

Ornamente, nicht den geringsten Schmuck, alles wirkte so steril wie ein Krankenhaus. Er erinnerte sich, dass der Zentralfriedhof vor fast zwanzig Jahren mit pompöser Feierlichkeit eröffnet worden war.

*Und er sieht immer noch aus wie eine Baustelle ...*

An der Eingangspforte zeigte er seine Marke und nannte sein Begehrt. Der Pfortner grinste ihn mit seinen drei verbliebenen Zähnen an.

»Zu den Selbstmördern wolln S'? Na, die liegen ganz weit hinten im Osteil. Da müssen S' schon gut zu Fuß sein, Herr Inspektor. Oder Sie nehmen eine Friedhofsdroshke.«

»So weit kann das ja nicht sein«, sagte Leo ungeduldig.

Der Pfortner zuckte die Achseln. »Wolln S' ned wenigstens an Übersichtsplan kaufen?«

»Danke, nicht nötig. Schönen Tag noch.« Leo lüftete seinen Hut und betrat das Gelände.

Der Anblick traf ihn wie ein Schlag.

Wohin er auch blickte, überall sah er nur Gräber, Reihe an Reihe. Sie schienen sich bis ins Unendliche zu erstrecken, wie in einem Albtraum. Es gab kaum Grabmäler, sondern hauptsächlich Kreuze aus Blech oder Holz, die, oft schief, am oberen Ende der frisch aufgeworfenen Grabhügel steckten. Die Tristesse wurde noch verstärkt durch die fehlende Vegetation. Zwar waren Bäume gepflanzt worden, doch es würden noch Jahrzehnte vergehen, bis sie Schatten spendeten. Ansonsten wuchsen nur niedrige Büsche. Nicht einmal eine Kirche konnte Leo ausmachen. Auf den Pfaden, die den Friedhof wie ein Netz durchzogen, wandelten, Untoten gleich, tief gebeugte Passanten mit schwarzen Hüten. Nebelschwaden zogen über die Gräberfelder, es hatte leicht zu nieseln begonnen.

Es war der trostloseste Ort, den Leo je gesehen hatte.

Die Fahrt mit der Pferdetrampway hatte weit über eine Stunde gedauert, inzwischen war Mittag vorbei. Den Vormittag über hatte noch die Sonne geschienen, sodass sich nun sogleich ein feuchter,

warmer Nebel in den Kleidern festsetzte. Leo zog seinen Mantel aus, hängte ihn sich über den Arm und marschierte los.

Schon bald bereute er, dass er beim Pförtner keinen Plan gekauft oder sich eine der Droschken genommen hatte. Der Mann hatte gesagt, dass die Selbstmörder irgendwo im Ostteil begraben lagen. Aber wo genau? Er fand einige Schilder, auf denen jedoch nur kryptische Ziffern standen. Kurz dahinter passierte er ein Rondell von Arkaden, wo sich offenbar die Grüfte für die Besserbetuchten befanden, danach folgte wieder Grabreihe auf Grabreihe, gespickt mit schlichten Kreuzen. Gerne hätte Leo einen Wächter nach dem Weg gefragt, doch er fand keinen. Ihm rann der kalte Regen in den Hemdkragen, Matsch saugte an seinen frisch gewichsten Lederschuhen. Schnurgerade ging er nach Osten, an Hunderten von Gräbern vorbei. Wie viele Tote mochten hier nur begraben sein?

Irgendwann war er es leid, dem labyrinthischen Wegnetz zu folgen, das ihn immer wieder in die falsche Richtung führte. Er ignorierte die Pfade und ging querfeldein, wobei er über niedrige Dornenhecken stieg, die an seiner Hose rissen. Um den Verlust einer weiteren Hose zu vermeiden, sprang er über die nächste Hecke hinweg.

Und stürzte gleich dahinter in eine Grube.

Der Fall nahm ihm kurzzeitig den Atem. Leo fluchte und rappelte sich im Dreck auf. Himmelherrgott, wie konnte man nur so dämlich sein! Er war offenbar in ein frisch ausgehobenes Grab gefallen. Bis zum Rand über ihm mochten es sechs Fuß oder mehr sein, er konnte von Glück reden, dass er sich nichts gebrochen hatte. Die Frage war nur, wie er hier wieder rauskam ...

»Heda, kann mich jemand hören?«, rief er laut. »Ist da jemand? Hallo!«

Wie zu erwarten, bekam er keine Antwort. Regen tröpfelte in matschige Pfützen am Grunde der Grube.

In einer Ecke lehnte ein Spaten. Leo versuchte, ihn als Leiter-

sprosse zu verwenden, rutschte aber immer wieder ab. Verzweifelt sprang er hoch, um sich am Rand hochzuhieven. Doch die trockene Erde brach unter Mitnahme von ein paar Grassoden ab, und er fiel erneut zu Boden.

Als er diesmal unsanft auf seinen Füßen landete, hörte er unter sich ein Knirschen.

Er blickte zwischen seine Beine und erkannte, dass er fast knietief in Knochen stand.

Sie waren bräunlich und teilweise zersplittert, dazwischen bleckten einige Totenschädel. Vor Schreck schrie Leo auf und warf sich nach vorne. Eine schlechte Idee, denn auch hier lagen unter einer dünnen Erdschicht überall Knochen. Ein Knochensplitter bohrte sich in seine linke Hand, zwei Finger der anderen Hand steckten in den Augenhöhlen eines Schädels. Angewidert schleuderte Leo den kleinen Schädel, der offenbar zu einem Kind gehört hatte, von sich. Ihm wurde übel, gleichzeitig wurde ihm bewusst, dass er lächerlich aussehen musste, wie er dort in einem Berg von alten Knochen in einem regennassen Grab herumrobbte.

»Na bravo! Des ist zweifellos die frischeste Leich, die mir je begegnet ist.«

Die knarzende Stimme erklang so plötzlich, dass Leo unwillkürlich zusammenzuckte. Sie hörte sich an, als käme sie selbst aus einem Grab. Beim Blick nach oben konnte Leo im stärker werdenden Regen nicht mehr als einen großen schwarzen Schlapphut ausmachen, das Gesicht darunter blieb im Schatten verborgen.

»Hm, a ganz junge Leich a no«, brummte die Stimme. »Und so dürr, a Luftgsöchta. Den hat sicher die Schwindsucht dahingerafft. Oder die Cholera.«

»Sehr lustig«, keuchte Leo. Er erhob sich vorsichtig. »Wären Sie jetzt vielleicht so freundlich, mir herauszuhelfen?«

»Eigentlich helf ich selten Toten wieder aus dem Grab. Ich bring sie da nur rein.«

»Verflucht!«, schimpfte Leo, der nun endgültig die Geduld verlor. Er war mit Dreck verschmiert, er blutete, und er stand bis zu den Knien in den Überbleibseln längst Verblichener. »Ich bin von der Wiener Polizei, nun helfen Sie mir endlich, bevor das Ganze ernste Konsequenzen für Sie hat! So eine Grube gehört abgesperrt und markiert, und überhaupt, was machen die vielen alten Knochen hier?«

»Des is a Zehnjahresgrab«, sagte der Mann über ihm, den Leo im Regen immer noch nicht erkennen konnte.

»Ein was?«

»Ein Zehnjahresgrab. Nach zehn Jahren öffne ich das Grab, schaufel die Knochen in eine Eckn und richt die Grube her für ihre nächsten Bewohner. Gefällts Ihnen nicht da unten? Ist es zu zugig? Zu feucht? Na bitte, ist ja nicht jedermanns Sach, so a Schachtgrab, aber schön billig. Vielleicht möcht der Herr noch in einer Gruft probeliegen ...?«

Leo schloss kurz die Augen. Er wollte eben zu einer weiteren Schimpfkanonade ansetzen, als er Schritte hörte. Der Mann über ihm entfernte sich.

»Heda, warten Sie doch!«, rief er verzweifelt. »Wir können über alles reden! Wollen Sie Geld? Hören Sie!«

In der darauf folgenden Stille war nur das Singen einer einsamen Amsel zu hören, doch dann näherten sich die Schritte wieder. Eine Leiter wurde in die Grube geschoben.

»Na, kommen S' schon raus, bevor Sie noch an einem Wutanfall krepieren. Außerdem hab ich das Grab noch gar nicht ganz aufgeräumt, so kann ich es nicht übergeben. Auch nicht an Sie.«

Vorsichtig stieg Leo die morschen Sprossen empor. Jetzt erst konnte er den Mann, der am Rand des Grabes stand, ganz erkennen. Er war hager und blass wie der leibhaftige Tod, gekleidet in einen von Graberde verschmutzten, langen schwarzen Mantel. Unter dem ebenso schwarzen Schlapphut leuchteten zwei wache Augen, die spöttisch auf Leo herabblickten. Der Mann mochte etwa fünfzig

Jahre alt sein, vielleicht auch jünger oder älter, so genau ließ sich das nicht sagen. Sein Gesicht hatte etwas merkwürdig Altersloses, trotz der Falten, die sich um Nase und Mund eingegraben hatten. Er war dünn und klapprig wie eine Vogelscheuche und überragte Leo um fast einen Kopf.

»Danke«, murmelte Leo, als er endlich über den Rand der Grube stieg. Er klopfte sich den Staub von der Hose und untersuchte seine linke Hand, wo ihn der Knochensplitter verletzt hatte. Blut vermischte sich mit Dreck.

»Waschen S' das nur gut aus«, sagte der Mann und reichte ihm eine Wasserflasche, »dass es sich nicht entzündet. Auch nach all den Jahren könnt da noch Leichengift dran sein.«

»Sie haben recht.« Leo nahm die Flasche, reinigte die Wunde und verband sie mit seinem seidenen Taschentuch, während der Mann ihn die ganze Zeit über beobachtete.

»A Kieberer san S'?«, fragte der hagere Kerl schließlich.

»Ein was, bitte?«

Der Mann grinste »Na, ein Polizist halt.«

Leo nickte, während er sich seinen Mantel anzog. »Vom Wiener Polizeiagenteninstitut. Ich habe mich wohl verlaufen, ich suche die Gräber der Selbstmörder.«

»Ach, wegen dem Strauss san Sie hier«, stellte der Mann fest. »Na, des hätt ich ned gedacht, dass die da gleich an Inspektor schicken.« Er kratzte sich an der Nase. »Wobei sich das jetzt natürlich anders darstellt.«

»Was ... was meinen Sie?«, fragte Leo überrascht. »Wieso anders darstellt? Und woher kennen Sie überhaupt den Fall?«

»Na, woher soll ich den wohl kennen? Weil ich den Burschen selbst eingegraben hab und auch dabei war, als ihn diese zwei Galgenvögel fast wieder ausgegraben haben.«

»Sie sind der Totengräber, der Augenzeuge des Vorgangs war?«

»Augenzeuge des Vorgangs ... Da drückt sich aber einer gedrech-

selter aus als der Arschlakai vom alten Kaiser Franz.« Grinsend streckte ihm der Mann seine schmutzige Hand entgegen.

»Augustin Rothmayer, Totengräber.«

»Leopold von Herzfeldt, Polizeiagent«, erwiderte Leo automatisch und reichte dem anderen die Hand. Gleichzeitig kam ihm diese förmliche Begrüßung am Rande eines Grabs äußerst seltsam vor.

»Können Sie mir sagen, was genau nach der Beerdigung geschehen ist?«, fragte er.

»Na, warum nicht? Am besten folgen Sie mir zum Selbstmörderfeld, dann zeig ich es Ihnen. Aber bleiben S' immer dicht hinter mir, damit Sie nicht noch mal wo reinfallen. Ich mach gerade Großputz im Sektor 23.« Der Totengräber verzog keine Miene, er wandte sich plötzlich ab und schritt voran, vorbei an weiteren Gräbern, von denen etliche frisch ausgehoben waren.

»Hab heute schon sieben Beerdigungen hinter mir, und es ist noch nicht mal Nachmittag«, murrte er, ohne sich umzublicken. »Die Leute sterben wie die Fliegen. Zum Glück ist noch nicht Sommer. Im Sommer riechen sie mehr, da muss man schnell sein.«

»Wie viele Beerdigungen gibt es denn hier so am Tag?«, fragte Leo, um das Gespräch im Gang zu halten, während sie über das Gräberfeld wanderten.

»So um die siebzig, mal mehr, mal weniger.«

»*Siebzig* Tote jeden Tag?«

»Das hier ist der größte Friedhof Europas, Herr Inspektor. Sie stiefeln auf den Gebeinen von über einer halben Million Toten. Manchmal kann ich sie nachts hören, das ist ein ganz schönes Gewisper, oh ja!«

Leo schwieg. War der Kerl etwa verrückt? Nun, das wäre zumindest nicht ganz unverständlich.

»Wie lange arbeiten Sie denn schon hier?«, erkundigte er sich.

»Seit der Eröffnung des Friedhofs, fast zwanzig Jahre also«, sagte der Totengräber, während er weiter voranschritt. Die Stiefel versan-

ken schmatzend im Schlamm. »Davor war ich auf dem Friedhof Sankt Marx. Rothmayer und Söhne. Schon mal von uns gehört?«

»Äh, nein, tut mir leid«, erwiderte Leo. »Ist Ihre Familie denn schon lange im ... Geschäft?«

»Das kann man wohl sagen. Seit über zweihundert Jahren. Der Tod stirbt nie aus.«

Mittlerweile hatten sie ein Gräberfeld erreicht, das direkt an die östliche Mauer angrenzte. Es wirkte, wenn das überhaupt möglich war, noch trister als der Rest des Friedhofs. Hier gab es keinen einzigen Baum und keinen Busch, der Schatten der Mauer lag wie zähflüssiges Pech über den Gräbern – karge Erdhaufen, die mit billigen Holzkreuzen markiert waren. Umgeben war das Feld von einem kniehohen rostigen Eisenzaun, versehen mit angeschliffenen Spitzen, was Leo sich nicht erklären konnte. Eines der Gräber in der Mitte war ausgehoben, am Grunde der vielleicht sechs Schritt tiefen Grube erkannte er drei frische Särge, die nur notdürftig mit Erde bedeckt waren.

»Hier ist es also geschehen?«, fragte Leo.

»Hier bringen wir die Selbstmörder hin und auch manche der unbekanntenen Leichen.« Augustin Rothmayer seufzte. »Sie wissen gar nicht, wie viele Selbstmörder wir haben! Erhängte, vom Zug Überfahrene, die Morphinisten und dann diese neue Methode mit Gas, soll ja ganz schmerzlos sein, man schläft nur ein, aber ...«

»Das Grab ist nicht ganz zugeschüttet«, unterbrach ihn Leo.

Rothmayer zuckte die Achseln. »Schachtgräber sind die billigste Kategorie, kosten nur sechs Kronen, Kinder die Hälfte. Da passen fünf Särge rein, bei Kindersärgen natürlich a bissel mehr.« Er deutete auf die Grube, wo das helle Fichtenholz der Särge unter der feuchten Erde hindurchschimmerte. »Bis zur vollständigen Belegung werden da nur ein paar Schaufeln draufgeworfen. So zwei, drei Handbreit, damit es nicht riecht. Für den nächsten Tag waren zwei weitere Leichen angekündigt, also hab ich das Grab noch offen gelassen.«

»Wann war die Beerdigung?«, erkundigte sich Leo und zog einen Notizblock hervor. »Tag. Uhrzeit.«

»Oho, ein ganz ein Genauer!« Rothmayer musterte ihn spöttisch, dann dachte er nach. »Das war vor drei Tagen, kurz vor Sonnenuntergang. Da ist der Strauss begraben worden, es waren aber kaum Leute da. Wo er doch so an großen letzten Auftritt in den Zeitungen hatte!«

»Wer war da?«

»Na, was weiß ich? Bin i die Cassandra? Vielleicht ein, zwei Dutzend, aber das waren nur Neugierige, wenn Sie mich fragen, Spanner eben. So was sieht man als Totengräber, da haben wir einen Blick dafür, die standen am Grab wie die Geier. Und eine Frau, die hat geweint. War wohl sein Gspusi, a schöns Maderl, alle Achtung! Aber sicher ein Flitscherl. Ich bin dann in der Nacht, so gegen zehn Uhr, noch mal am Grab vorbei, auf dem Heimweg. Und da hab ich die beiden dann gesehen.«

»Die Grabräuber?«

»Na, zwei Eichhörnchen.« Rothmayer grinste. »Natürlich die Grabräuber! Standen in der Grube und wollten eben den Sarg rausheben. Zu graben war ja nicht viel. Ich hab ein Mordsgeschrei gemacht, und da sind sie auf und davon. Ohne Sarg.«

»Ist Ihnen an den beiden irgendetwas Merkwürdiges aufgefallen?«

»Ja natürlich, eh.«

Leo rollte mit den Augen. »Jetzt lassen Sie sich doch nicht alles aus der Nase ziehen!«

Als würde er Leos Aufforderung wörtlich nehmen, bohrte Rothmayer gründlich in der Nase. »Ich denk, ich hab die beiden zuvor schon mal gesehen, und zwar auf der Beerdigung«, sagte er schließlich. »Die standen bei den Übrigen, waren aber ganz anders. Zwei echte Strizzis, der eine mit einem langen Schmiss im Gesicht, zum Fürchten!« Der Totengräber schüttelte sich. »Und der andere hatte ein Kreuz wie ein Ochse, der hätt den Sarg auch allein tragen können. Kleine Rotzbremse und geschickt hat er, eher a Dillo.«

»Ein was?«

»Na, a Dodl eben. A Depperl, a Dummkopf.«

Leo runzelte die Stirn. Dass die Grabräuber bei der Beerdigungsgesellschaft gewesen waren, stimmte ihn nachdenklich. Wobei es durchaus sein konnte, dass die Kerle vorher Gegend und Gelegenheit auskundschaften wollten. Ein einsames Grab, weit weg von allen Lebenden, die stören konnten. Die Friedhofsmauer, die genau hier verlief, war nur etwas über zwei Schritt hoch, da war man schnell drüber, auch mit einem Toten – den man dann für ein paar Kronen an die Universität verhökerte.

»Kommt so was denn öfter vor?«, fragte Leo. »Ein Leichendiebstahl? Es gibt Leute, die für Leichen gut zahlen, das wissen Sie?«

»Wo denken Sie denn hin, hier auf dem Zentralfriedhof?« Rothmayer machte ein empörtes Gesicht. »Dafür haben wir Wärter, und wir Totengräber sind ja auch noch da. Na, na ...« Er schüttelte den Kopf. »Wobei der Strauss sicher ein interessantes Objekt für die Pathologie wäre.«

»Wie meinen Sie das?«

»Na, dafür müssen Sie sich die Leiche mal selber anschauen, Herr Inspektor.«

Leo zuckte zurück. »Dort unten im Sarg? Ich steige heute in keine Grube mehr!«

»Müssen S' auch nicht. Als die beiden Lumpen abgehauen sind, haben sie den Sarg fallen lassen, und der Strauss ist rausgefallen. Dabei hab ich mir die Leiche näher angesehen. Ich war mir erst nicht sicher, aber dann ...« Rothmayer wiegte den Kopf.

»Was ist Ihnen denn aufgefallen?«, brauste Leo auf. »Himmelherrgott, nun reden Sie doch schon!«

»Nur mit der Ruhe, Herr Inspektor.« Augustin Rothmayer bohrte noch einmal ausgiebig in der Nase. »Immer schön langsam. Wenn Sie wie ich jeden Tag auf einem Friedhof arbeiten würden, dann wären Sie nicht mehr ganz so ungeduldig. Die Toten haben ewig

Zeit. Kommen Sie einfach mit mir zur Totenkammer, dann zeige ich Ihnen, was ich meine.«

Als Leo ihm folgte, stolperte er fast über den nur kniehohen Eisenzaun, der das Gräberfeld umgab. Fluchend hielt er sich das Schienbein.

»Was für eine sinnlose Umzäunung! Wen soll das fernhalten? Kaninchen etwa?«

»Es soll keinen fernhalten, sondern die Toten *drinhalten*«, erwiderte Rothmayer trocken. »Es gibt Leut, die meinen, Selbstmörder kommen als Wiedergänger zurück.«

»Und daran glauben Sie?«, fragte Leo.

Rothmayer zuckte mit den Schultern. »Sagen wir, ich habs gern ordentlich. Diesseits und Jenseits streng getrennt.«

Ohne ein weiteres Wort stapfte er an den Gräbern vorbei.